

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 13

Artikel: Der Fischer
Autor: Hinszsche, Henriette
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669480>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER FISCHER

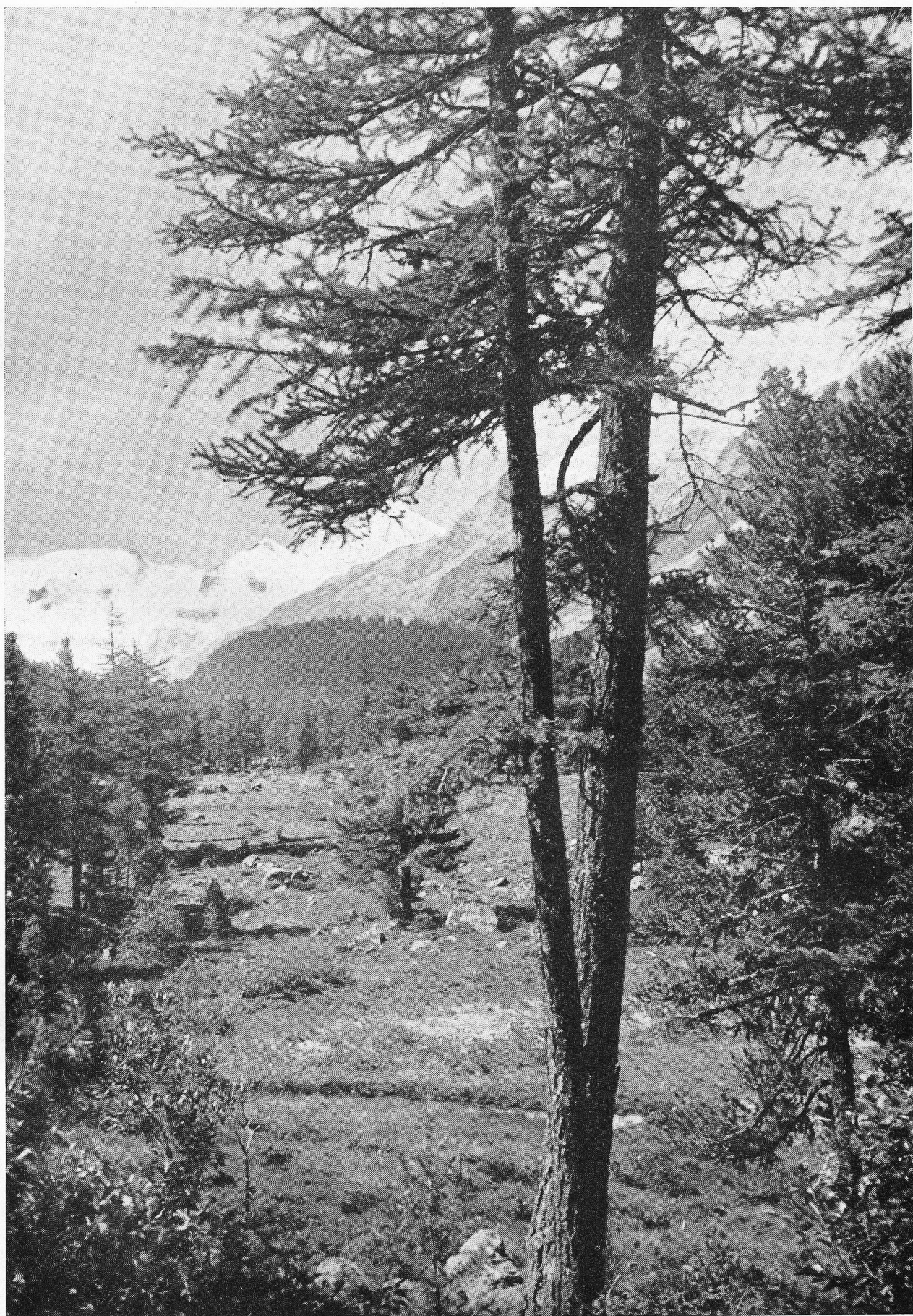
Ehe der Fischer kam, stand das Leben still, ein stehendes Wasser, wenn die Sonne schon sinkt — friedlich, reglos, einschläfernd.

Lucie wenigstens fühlte es so. Ob auch der Herr Rektor es tat, wusste sie nicht einmal; sie wusste sehr wenig von ihm. Bis über die kurzsichtigen Augen in Arbeit versunken, war er mehr Gast für sie als Gefährte. Er war seiner um zwölf Jahre jüngeren Frau gegenüber von gleichmässig kühler Freundlichkeit, kam ihren Wünschen entgegen, soweit sie seine Gewohnheiten nicht störten, und führte sie einmal in der Woche pflichtgetreu aus, in ein Konzert oder einen von ihm bestimmten Film; das brachte ihr bescheidene Abwechslung. Der Sonntagnachmittag gehörte einem Spaziergang ins Freie, der ihr wenig Bekanntschaft mit ihrem Begleiter, dafür aber reiche Belehrung über Schädlingsbekämpfung und Ackerbaugeräte vermittelte. Ihre Ehe — sie bestand nun seit vier Jahren — verlief ruhig, ohne besondere Höhen und Tiefen. Ein Kind war ihnen bisher versagt geblieben. Sie litt darunter ohne zu klagen. Der Mann sprach nie davon, und Lucie dachte mitunter darüber nach, ob er diesen Umstand wohl aus spartechnischen Gründen für günstig oder aus bevölkerungspolitischen für ungünstig halte. Sie tat ihm unrecht damit; in Wahrheit schwieg er nur, um sie nicht zu verletzen. Auf seine Art liebte er seine Frau, doch, unfähig über sich selbst hinauszublicken, erkannte er nicht, dass die Achtundzwanzigjährige ein einsam abendliches Dasein führte.

Daran hatte sich auch nichts geändert, als das Paar vor wenigen Monaten das kleine Haus hier am Stadtrande bezog. Im Gegenteil, Lucie hatte nun das Empfinden einer völligen Stabilisierung ihrer Lage: hier würde sie kochen und Wäsche waschen, Blumen begiessen und Unkraut jäten bis an das Ende ihrer Tage. Und die Vorstellung, dass dieses Ende vermutlich in beträchtlicher Ferne lag, lastete wie ein Stein.

Kurz vor dem Einzug in das einsam gelegene Haus pochte eine Hoffnung in ihrem Herzen: ein Hund — hier draussen würde sie ihn haben können, einen hochbeinigen Hund, der in übermütigen Sätzen die Waldwege vor ihr herspringen sollte. Sie bat selten um etwas, ihrer Stimme war das Schmeicheln versagt. Doch auch das Schmeicheln hätte wohl nichts genützt; der Herr Rektor war grundsätzlich dagegen. «Du kannst allein spazieren gehen, es tut dir hier niemand etwas. Ich wünsche keine Tiere in meinem Hause.» Dass es nicht nur sein, sondern auch ihr Haus war, sprach sie nicht aus; sie dachte es bitter und wandte sich mit entmutigtem Achselzucken ab. Die kindlich hilflose Gebärde erregte sein Mitglied. Er legte eine grosse Hand auf die empörte Schulter, drehte die kleine Frau zu sich herum und sprach von seiner schmalen Höhe: «Du musst das begreifen, Hund oder Katze gehören nicht in eine menschliche Wohnung; das wäre unhygienisch. Aber wenn es dir Spass macht, kannst du ein Aquarium haben.» Sie schürzte nur die Lippen. Er aber liess sich nieder, griff ein Stück Papier und begann mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, ihr Konstruktion und Reize eines Süsswasseraquariums auseinanderzusetzen. Bis ein heisser Tropfen auf seine zeichnende Hand fiel und gleich darauf die Tür mit schmerzender Heftigkeit ins Schloss schlug. Sein Seufzer erzählte von Enttäuschung und Ratlosigkeit. Er hatte es sich leichter vorgestellt, verheiratet zu sein.

So standen die Dinge, als an einem Freitagvormittag zu ungewohnter Stunde die Hausglocke kurz und leise läutete. Lucie sah sich einem kräftig gebauten Mann in Fischerstiefeln gegenüber, der einen Blechkanister in Art eines Rucksackes auf dem Rücken trug. «Wünschen Sie Fische?» — «Jetzt gleich?», die Frau war verblüfft. «Wenn Sie mir ein Brett geben, mache ich sie Ihnen grad zurecht.» Damit lüpfte er den Deckel des Kastens, den er inzwischen auf den Steinstufen abgestellt hatte und zeigte seine schnellende Beute. «Oh, sie leben ja noch», rief sie erschrocken. «Sie leben immer vorher — kann ich ein Brett haben?» Sie wollte ihn in die Küche führen, doch schienen ihm die Räumlichkeiten des Hauses von den früheren Bewohnern her vertraut. «Ich kann es im Keller tun; für wieviel Personen?» Er ging aussen um das Haus herum, fand die Tür von ihr schon geöffnet und das Brett bereit liegen. Nach kurzem hörte sie wieder das knappe Klingelzeichen und bekam ihre Fischlein sauber filetiert in Tausch



Im Rosegtal Photo E. Oberhänsli

gegen den ausgemachten Preis. Wie die Fische so verlockend appetitlich dalagen, war es klar, dass sie mit besonders liebevoller Zubereitung in einer Weinsauce geehrt werden mussten. Das Mittagessen wurde ein Erfolg. «Ich wusste gar nicht, dass du so raffinierte Fischgerichte zuzubereiten verstehst.» Sie erzählte von ihrem überraschenden Besuch, und beide hofften, dass er sich wiederholen möge.

Das geschah. Und es geschah mit der Zeit so regelmässig, dass Lucie sehr bald auf dieses immer gleiche kurze und bestimmte Läuten wartete, und dass ein Freitag ohne den Fischer ein missratener Freitag für sie wurde. Sie sprachen kaum miteinander; er zeigte die Fische und wählte für sie. Im Keller lag das Brett bereit, seit seinem zweiten Kommen warteten stets auch Seife und Handtuch in der benachbarten Waschküche. Die Kellertür aber öffnete sie erst, wenn er davorstand, und sprang dann hastig davon, die wenigen Stufen zur Wohnung hinauf. Er mochte wohl an ein halb Dutzend Male so gekommen und gegangen sein, da hielt er sie mit einem Wort im Keller zurück: «Möchten Sie einmal zuschauen?» Sie hatte Angst davor; doch da sie das weder ihm noch sich eingestehen wollte, blieb sie. Sie blieb nicht nur dies eine Mal. Zu ihrer eigenen Verwirrung bereitete es ihr ein seltsam erregendes Vergnügen, den langen braunen Händen zu folgen, wie sie mit wenigen sicheren Schnitten und Griffen dies silberne zappelnde Leben in eine kulinarische Versuchung verwandelten.

Wieder einmal war es so geschehen. Der Mann hatte eben das Handtuch beiseite gelegt, und Lucie wartete ihn zu bezahlen. Da trat er rasch an sie heran, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und küsste sie mitten auf den Mund, lang und mit Festigkeit. Sie liess es geschehen in beglücktem Erschrecken und stand noch wie erstarrt, als er

langsam seine Hände löste, ruhig seinen Fischkasten ergriff und, ohne sich umzublicken, davonschritt.

Der Herr Rektor erlebte eine Nacht wie noch nie. Da war auf einmal die Frau, die er in einem geheimen Winkel seines Herzens immer gewünscht hatte. Verschwunden die übergrosse Scheu, die er, sich selbst tröstend, löbliche Keuschheit genannt hatte. Immer wieder und wieder suchten ihre weichen Lippen die seinen, drängte sich ihr schlanker Leib ihm entgegen, bis sie gelöst und friedlich atmend wie ein Kind an seiner Seite einschlief. Auch am nächsten Morgen war sie von dankbarer Zärtlichkeit, und das Licht leuchtete wärmer aus ihren hellbraunen Augen. Doch blieb dieses plötzliche Blühen nur von kurzer Dauer. Es war, als sänke sie nach diesem gewaltsamen Durchbruch nur um so tiefer in sich selbst zurück. Sie veränderte sich, ihre Schritte wurden gemessener, ihre Stimme wurde leiser. Es lag ein Schimmer über ihrem Wesen, der sie reifer und schöner machte, zugleich aber wirkte sie traurig und in die Ferne gerückt.

«Was ist mit deinem Fischer? Ist er dir untreu geworden? Wir haben lange nichts mehr von ihm gehabt.» Die Gläser klirrten in ihren Händen, doch ihre Worte klangen ruhig: «Er kommt nicht mehr, wird wohl fortgegangen sein. Ich will schauen, dass ich in der Stadt ähnliche Fische bekomme.»

Auch die Fische aus der Stadt waren gut. Der Hausherr liess sie sich schmecken. Lucie aber berührte sie kaum und brachte eine wenig überzeugende Kopfschmerz-Erklärung hervor. Launen? Der Herr Rektor fühlte sich unbehaglich. Seine Sorge aber wandelte sich in Freude, als seine Frau ihm wenige Wochen später die Gewissheit gab, dass sie ein Kind erwartete. Und mit dem Wachsen der Frucht wuchs auch die Heiterkeit der Mutter, ihre schmal gewordenen Wangen rundeten sich, die Augen gewannen frohen Glanz. Stück um Stück fiel die Schranke ihrer Selbstversponnenheit.

Als der Winter gekommen war und statt der allzu zarten eine mütterlich schwere Frau durch die Räume schritt, sprang ein Schalk aus ihrer Stimme, als sie dem Mann zwischen Tür und Angel zurief: «Weisst du, was ich mir zu Weihnachten wünsche? — Ein Aquarium?»

Der Herr Rektor lächelte selbstzufrieden vor sich hin: ja, ja — die Frauen; man muss ihnen nur nicht allen Willen lassen, dann werden sie von selbst vernünftig.

Aerzteanekdoten

Und nun wollen wir noch einmal bei einem Quacksalber haltmachen.

Der Quacksalber besucht seinen kranken Kollegen und will dessen Puls fühlen.

«Was machen Sie da?» sagt der Kranke, «wir zwei wissen doch, dass es keinen Puls gibt.»

Mitgeteilt von N. O. Scarpi